Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 6 (1993)

Artikel: Die Pest, der Schrecken vergangener Jahrhunderte : eine noch nicht ausgerottete Infektionskrankheit

Autor: Gassner, Markus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893183

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sarganserland. – In: *SAV* 24 (1923), S. 292–308. [Ergänzungen zum II. Kapitel von Manz 1916; zumeist zwei Heften handschriftlicher Aufzeichnungen entnommen, die von JOSEPH ANTON HONEGGER aus Plons, Mels, um 1843 vorgenommen worden waren.]

Meile/Vogler 1987: Museum Altes Bad Pfäfers. Herausgeber: Amt für Kulturpflege des Kantons St.Gallen. Autoren: D. MEILE, W. VOGLER. St.Gallen 1987.

SAV: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*. Vierteljahresschrift hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Zürich 1897ff./Basel 1906ff.

Saxer 1809: Auszüge aus dem handgeschriebenen *Doktorbuch* von OSWALD SAXER, «Chirurgo & med. practico zu Oberschan, dem District Sargans, Ct. St.Gallen. 1809»: «Anno 1773 hab ich das medicinische Buch meistens nach den Tissothischen Grundsätzen u.s.w. mit einem Register versehen, auch nachhie mit Zusätzen von aprobierten remedien vermehrt.» Die Auszüge finden sich in dem von JAKOB KURATLI zusammengetragenen Geschlechterbuch [Manuskript, 13 Bände, vervielfältigt], im 13. Band, S. 177–180. Das Original des Doktorbuches konnte leider noch nicht ausfindig gemacht werden. [Die Seitenangaben beziehen sich demgemäss auf die Abschrift von Kuratli.]

Senn 1860/1862: N. SENN, *Die Werdenberger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantone St.Gallen und Glarus*. 2 Bände. Chur 1860, 1862. Unveränderter Nachdruck Buchs 1983.

Stoll 1991: U. STOLL, *Die Ratio, die Medizin und der Glaube*. - In: *die waage*. Zeitschrift der Grünenthal GmbH. 5190 Stolberg/Rhld. Band 30/1991, Nr. 4.

Stricker 1991: H. STRICKER, *Das Urbar der Gemeinde Grabs 1691*. Bearbeitet, kommentiert und herausgegeben von H. S. Buchs 1991.

Urbar Grabs 1463: *Das Urbar der Gemeinde Grabs 1463*. Bearbeitet von D. VETSCH. Buchs 1963.

Vox Romanica: *Vox Romanica. Annales Helvetici explorandis linguis romanicis destinati*. Bern 1936ff.

Wymann 1906: E. WYMANN, *Rezepte aus Uri von 1716–1724*. – In: *SAV* 10 (1906), S. 167–172, 267–274.

Zahler 1911: H. ZAHLER, *Volksglaube und Sagen aus dem Emmental*. – In: *SAV* 15 (1911), S. 1–17.

Abkürzungen

a. a. O.: 'am angeführten Ort, in der genannten Quelle'

s.v.: sub verbo 'unter dem Wort'

Die Pest, der Schrecken vergangener Jahrhunderte

Eine noch nicht ausgerottete Infektionskrankheit

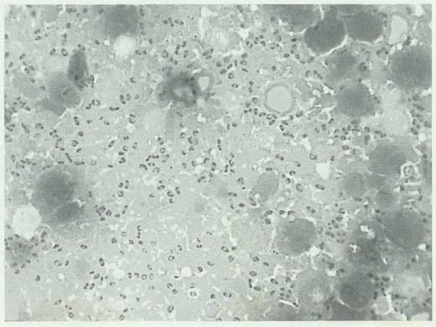
Markus Gassner, Grabs

Wohl keine Krankheit hat die Geschichte und das kulturelle Leben vor allem seit dem Mittelalter so nachhaltig und über Jahrhunderte hinweg bis heute geprägt wie die Pest. Es erstaunt deshalb nicht, dass Meldungen über Pesterkrankungen auch in der heutigen Zeit beunruhigen. Die meisten Menschen glauben, dass heute diese alte, so gefürchtete Infektionskrankheit ausgerottet ist. Die endgültige Besiegung einer Krankheit ist aber bisher der Menschheit erst bei den Pocken gelungen; diese Krankheit wird nämlich durch ein Virus verursacht, das nur den Menschen befällt und gegen das er sich mit einer Impfung wirksam schützen kann; ausserdem haben hier alle Staaten der Erde zusammengearbeitet, und ihre Programme wurden nicht durch Kriege behindert.

Die Pest aber ist entgegen landläufiger Auffassungen nach wie vor nicht ausgerottet. Kleinere Epidemien ereigneten sich 1990 in Madagaskar, vorgängig in Tansania und Zaire; die Krankheit zeigt in Afrika einen Trend zur Zunahme, im Gegensatz zu den besser bekannten Herden in Asien und Amerika einschliesslich der USA.[1]

Diese Feststellung soll nicht Angst oder Panik schüren, sondern zu vermehrtem Nachdenken über die vernetzten Gegebenheiten von Medizin, Gesellschaft und Gesundheitspolitik anregen. Es lohnt sich nämlich, über das Auftreten und die Auswirkungen der Pest sich auch heute einige Gedanken zu machen, nicht zuletzt im Hinblick auf andere Risiken und Gefahren heutiger Infektionskrankheiten. Dabei zeigen sich generell unsere bescheidenen Anstrengungen, mehr über Einflüsse von Umweltfaktoren auf die Gesundheit des Menschen wissen zu wollen.

Die folgende Übersicht zur Geschichte der Pest soll bewusst machen, dass eine Infektionskrankheit und speziell eine Epidemie keineswegs nur über ein paar Kenntnisse im Hinblick auf Erreger und Erkrankungen zum Verschwinden gebracht werden kann, sondern immer in ihrem ganzen Zusammenhang gesehen werden muss. Dieses Verständnis ist wichtig, wenn wir Krankheiten wirksam bekämpfen wollen. Es ist zwar merkwürdig, dass viele früher epidemisch auftretende Infektionskrankheiten – unter ihnen auch die Pest – vorübergehend verschwanden, bevor medizinisch wirksame Medikamente zur Verfügung standen. Heute stehen uns dagegen nicht nur wirksame Medikamente, sondern auch Impfstoffe zur Verhütung einiger Krankheiten zur Verfügung, etwa zur Verhütung schwerer Gehirnschäden durch die Masern oder den Mumps. Aber obwohl man zum Beispiel allgemein weiss, dass Missbildungen wegen Rötelninfektionen verhindert werden können, akzeptieren manche Mitmenschen diese Risiken heute noch einfach als natur- oder gottgewollt!



Mikroskopische Aufnahme von Pestbakterien. Entdeckt wurde der Erreger der Pest 1894 vom Schweizer Alexandre Yersin in Indochina. (Bild: Medizinische Mikrobiologie, Universität Basel.)

Pesterkrankungen heute

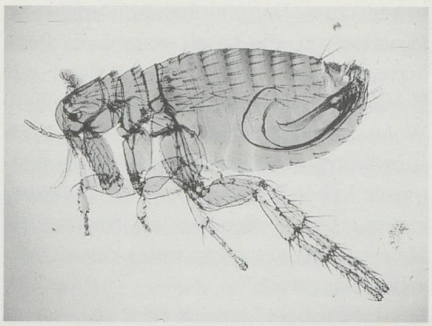
Man kennt heute zahlreiche sogenannte Naturherde, verstreut über die ganze Welt. Merkwürdigerweise sind davon allein Eu-

ropa und Australien ausgenommen.[2] 1988 wurden weltweit 1363 Pestfälle beobachtet, davon verliefen 134 tödlich. Dies ist seit 1977 die höchste registrierte Zahl. 75 Prozent dieser weltweit bekannten Fälle wurden in Afrika, vor allem in Tansania, Zaire und Madagaskar, registriert. In der letzten Zeit werden zunehmend häufiger Pestfälle in Afrika verzeichnet (1988 1109 Fälle), während man in Amerika und Asien diese Krankheit bei Menschen seltener beobachtet.[3] Bei den Erkrankungen heute handelt es sich wahrscheinlich ausschliesslich um Infektionen, die von Nagetieren, zum Teil über infizierte Flöhe, seltener über Katzen, auf den Menschen übertragen werden, nicht über Kontakte von Mensch zu Mensch. Betroffen sind deshalb insbesondere Wildhüter, Landarbeiter, Jäger oder Menschen, die in Slums wohnen müssen, sowie gelegentlich medizinisches Personal.

Die Pest, eine Infektionskrankheit

Bei der Pest handelt es sich in erster Linie um eine Krankheit der Nagetiere. Der Erreger wurde 1894 vom Waadtländer Arzt Alexandre Yersin (1863–1943) in Ostasien entdeckt und nach ihm benannt als Bakterium «Yersinia pestis». Bemerkenswert ist, wie sich dieses Bakterium an Umweltbedingungen adaptieren und sich ausbreiten konnte, obwohl es an der Aussenwelt, an der Luft, rasch abstirbt und sich auch in den meisten infizierten Tieren oder speziell im Menschen nur über kurze Zeit vermehren kann, weil diese wegen der Infektion rasch sterben oder über eine effiziente immunologische Abwehrreaktion den Erreger eliminieren.[4] Nur dank dieser Gegebenheiten war es möglich, dass Massnahmen wie zum Beispiel die Quarantäne im Mittelalter überhaupt wirksam waren.

Von spezieller «Genialität» ist die Adaptation des Bakteriums an den Rattenfloh. Die Yersinien vermehren sich nach einer Blutmahlzeit im Vormagen des Flohs so stark, dass sie den Weitertransport der Flohnahrung in den Darm behindern. Dies führt dazu, dass der Floh zunehmend hungriger und daher auch vermehrt zur Nahrungssuche getrieben wird. Der Floh sucht nun nicht nur die Ratten zu beissen, auf denen er üblicherweise lebt, sondern greift, wenn dann diese infolge Absterbens eben fehlen, auch andere Tiere und den Menschen an. Saugt er nun Blut, so kann dieses seinen Magen nicht verlassen, und



Überträger der Pest: der tropische Rattenfloh (Xenopsilla cheopis). Auch er litt unter den Pestbakterien, die seinem Magen zu schaffen machten, damit aber zur Verbreitung der Krankheit beitrugen. (Bild: Dermatologische Klinik Basel, Prof. Rufli.)

er erbricht das mit dem Erreger infizierte Blut auf die von ihm gesetzte Wunde des neuen Wirtes. Hier vermehren sich die Pestbakterien im Bereiche der Einstichstelle und entlang der Lymphabflusswege (Lymphangitis), erreichen den Lymphknoten, vermehren sich dort, lassen ihn anschwellen und eitrig einschmelzen. Es entsteht so die eiternde Beule, die Bubone, deshalb der Name aus dem Mittelalter: Bubonen- oder Beulenpest.

Wenn sich der Erreger im Blut vermehrt, kommt es zum gefährlichen und gefürchteten Befall der Lungen, weil jetzt die Pesterreger ausgehustet und über Tröpfchen direkt von Mensch zu Mensch übertragen werden können: Es entsteht die Lungenpest.

Die charakteristische Verkleidung des mittelalterlichen Pestarztes als «Doktor Schnabel» (siehe Abbildung) lässt sich von hier ganz einfach erklären: Der lange, ursprünglich lederne Rock schützte vor Flohbissen; der Schnabel, der mit Ingredienzen gefüllt war, wehrte offensichtlich nicht nur den «pestialischen» Gerüchen in Häusern, wo Leichen herumlagen, sondern verhinderte auch das Einatmen von Pestbakterien!

Problemlose Abwehr durch Antibiotika

Der Erreger der Pest, das Bakterium Yersinia pestis, hat nicht nur Mühe, in der Aussenluft ungeschützt in Sekrettropfen zu überleben, es ist ebenso empfindlich auf verschiedene Antibiotika. Aus diesem Grunde ist heute die Beulenpest problemlos mit Antibiotika heilbar, sofern mit der Behandlung rechtzeitig begonnen wird. Grössere Epidemien lassen sich nun leicht verhindern, weil man beim Auftreten der Beulenpest den Befall der Lungen und die Übertragung von Mensch zu Mensch über eine Tröpfcheninfektion durch Antibiotika verhindern kann. Deshalb müssen die Patienten mit Verdacht auf Pest nicht mehr 40 Tage isoliert, also auf Quarantäne gesetzt werden: Es genügt, Lungenpestbefallene zu isolieren und Kontaktpersonen prophylaktisch mit Antibiotika zu behandeln. Aus diesem Grunde sind in der heutigen Zeit grosse Pestepidemien wie im Mittelalter unwahrscheinlich geworden.

Antibiotika stehen jedoch erst seit etwa 40 Jahren in genügenden Mengen zur Verfügung. Versuche, wie gegen Pocken auch gegen Pest zu impfen, erwiesen sich als unsicher, weshalb auch heute Impfungen gegen Pest nur für spezielle Situationen empfohlen werden.

Der Einbruch der Pest im spätmittelalterlichen Europa

Eine erste grosse Pestepidemie ist aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. bekannt. Die grosse Epidemie, welche als der «Schwarze Tod» bekannt ist, brach 1347, von Asien herkommend, über Süditalien in Europa ein. Zwar wurden sicher nicht alle Seuchen des Mittelalters durch das Bakterium Yersinia pestis verursacht, trotzdem können wir doch annehmen, dass es vor allem die Pest war, die vom 14. bis 17. Jahrhundert die Gesundheit und das Leben der Bevölkerung weit mehr bedroht hatte als Kriege.

Pestepidemien in Europa wurden vor der technologischen Entwicklung ohne Kenntnisse über den Erreger und weitgehend ohne Wissen über Zusammenhänge bekämpft. Deshalb ist es interessant, auch politische Aspekte zu verfolgen, die bei der Bekämpfung dieser Seuchenzüge eine Rolle spielten. Von besonderem Interesse ist, weshalb in der Schweiz seit 1670 keine Pestepidemien mehr aufgetreten sind. Und in diesem Zusammenhang: Welche Massnahmen hatten sich bei der letzten Pestepidemie von 1666 bis 1669 bewährt? Von einer dritten grossen Epidemie, die 1894, von China ausgehend, vorwiegend asiatische Länder, aber auch Amerika heimsuchte und letztlich auch die Epide-

1 Laut Bulletin des Bundesamtes für Gesundheitswesen, 28. 5. 90, S. 307. Bern 1990.

2 Nach Stürchler 1981.

3 Vgl. Anmerkung 1.

4 Vgl. HARRISONS, *Principles of International Medicine*. Grow-Hill 1977.

Der Pestarzt «Doktor Schnabel». Diese Kleidung zum Schutze vor Ansteckung setzte sich Ende des 16. Jahrhunderts durch. Der Schnabel, ausgestopft mit wohlriechenden Kräutern, neutralisierte ein wenig den «pestialischen» Geruch verwesender Leichen. (Illustration von Paulus Fürst, 1656; aus «Infectio» 9.)

mie in Algier 1945 auslöste, blieb die Schweiz verschont.

Eine entscheidende Entdeckung setzte sich nach dem 14. Jahrhundert durch, nämlich, dass die Pest eine Infektionskrankheit und keine Vergiftung ist. Dies bewirkte, dass man nicht mehr Juden oder andere damals unliebsame Minderheiten einfach umbringen konnte, indem man ihnen das Vergiften von Brunnen und anderer Dinge in die Schuhe schob![5] Im 16. Jahrhundert war wohl bekannt, dass man durch Flucht einer Pesterkrankung entgehen konnte. Wer die Möglichkeit und genug Geld hatte, machte davon Gebrauch. Es gab damals berühmte Ärzte, die vor der Pest flüchteten, andere blieben der Bevölkerung treu und starben an der Pest. Wer nicht fliehen konnte, hatte eine schlechtere Überlebenschance. Die Sterblichkeit war allerdings ohnehin bei sozialen Unterschichten eindeutig höher.[6]

Soziale Umschichtungen als Folge der Pest

Die Angst und Flucht führten dann aber auch zu sozialen Umschichtungen, welche damals anderweitig ja fast nicht möglich waren, zum Beispiel indem Bader und Hintersassen, die bereit waren, als Pestärzte, Pfleger oder Leichenträger der Bevölkerung der Stadt treu zu bleiben, Wohn- und Bürgerrecht erhielten. Auch sonst waren die Einflüsse auf das soziokulturelle Leben der damaligen Bevölkerung enorm. Jedem Seuchenzug folgte eine Heiratswelle, vor allem unter den verwitweten Ehegatten.[7]

An der Pest sind jedoch auch viele wohlhabende und privilegierte Bürger gestorben. Der Vorzug, als Bürger akzeptiert zu werden, war damals abhängig vom Stammbaum. Vater und Mutter mussten entsprechende Eltern vorweisen können. Die Angst, Vermögen zu verweiben, war bis in die jüngste Vergangenheit spürbar, und Bräuche schützten davor auch in Dorfgemeinschaften (Rolle der Jungmannschaften, Knabenschaften, Erbrecht, Allmende, Bürgergemeinden usw.). Was jedoch, wenn in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft nach einer Epidemie nur noch verwandte Partner übrigblieben? In St.Gallen führte dies nicht generell zu vermehrten Einbürgerungen. Das Vermögen und das Erbrecht der damals herrschenden Familien wären so gefährdet gewesen. Man zog es deshalb vor, die Bestimmungen hinsichtlich Verwandtenehen zu lockern, so dass nun bei den vermögenden Familien Ehen von Verwandtenkindern im dritten Grade geschlossen werden konnten, weil es sonst schwierig geworden wäre, für die verschwägerten heiratsfähigen Kinder einen Partner zu finden.[8]

Hungersnöte und Bevölkerungsemigration

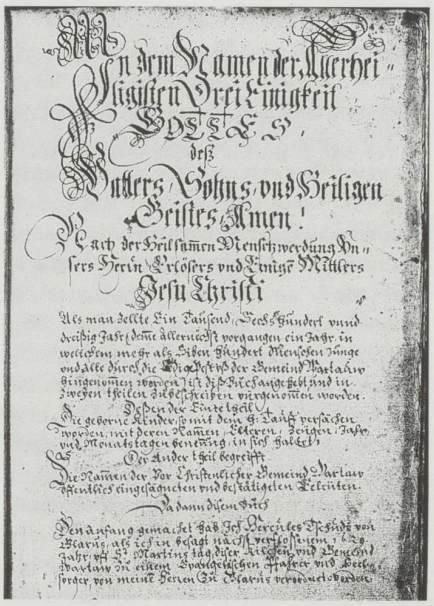
Die Pest bewirkte häufig auch eine Hungersnot, weil die Bauern einfach die Ernte wegen Krankheit und Tod nicht mehr einbringen konnten. Hier gab es speziell auf dem Lande beträchtliche gesellschaftliche Umschichtungen, ja Flüchtlingswellen und Ein- beziehungsweise Auswanderungsschübe. Im Jahr 1711 gelangte beispielsweise ein Flugblatt ins Land Werdenberg, das die Leute aufforderte, nach Ostpreussen auszuwandern. Friedrich I., König von Preussen, stellte günstige Bedingungen für Kolonisten in Aussicht, denn ganze Landstriche von Ostpreussen waren 1708 bis 1710 durch die Pest entvölkert worden. Man suchte Ersatz, um das Land nicht verwildern zu lassen. Wer dann jedoch aus wirtschaftlichen Gründen auswandern wollte, weil unser Land mit den damaligen landwirtschaftlichen Bedingungen die Bevölkerung offensichtlich nur ungenügend ernähren konnte, bedurfte vom Landvogt einer Bestätigung, dass er eben aus wirtschaftlichen und nicht aus politischen Gründen auswanderte. Tatsächlich folgten in einzelnen Dörfern bis über zehn Prozent der Bevölkerung diesem Ruf, ganze Familien wanderten aus, wobei viele, vor allem Kinder, die Strapazen dieses Wohnortswechsels nicht überstanden und unterwegs starben.[9]

Schutzmassnahmen gegen das Einschleppen der Pest

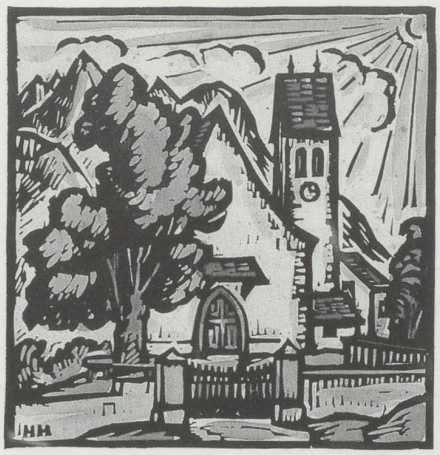
Als eine effektivere Alternative zur Flucht erwies sich die Verhinderung von Einschleppungen. Man versuchte, Kranke von Gesunden zu isolieren und dehnte die Absonderung später auch auf Waren aus. Weil sich 30 Tage als nicht immer genügend erwiesen hatten, einigte man sich auf die 40 Tage, was im heute noch bekannten Wort Quarantäne weiterlebt.[10] Diese Isolation wurde in den Spitälern des Mittelalters, den sogenannten Siechenhäusern, welche sich ausserhalb der Stadt befanden, durchgeführt.[11]

Wenn die Quarantänemassnahmen wirksam sein sollten, musste man auch wissen, welche Reisende aus Pestgebieten kamen. Weit wichtiger als der politische Pass

Sterbebuch der Pfarrei Gretschins aus dem Jahr 1630. Der nach der Pestepidemie von 1629 zugezogene Pfarrer Herkules Tschudi begann damit gleichsam eine kontinuierliche Aufzeichnung epidemiologischer Beobachtungen.



In dem Namen der Allerheiligsten Dreyeinigkeit
Gottes,
des
Vatters, Sohns, und Heiligen
Geistes Amen!
Nach der Heilsamen Menschwerdung Unsers Herrn Erlösers und Einigs Mittlers
Jesu Christi
Als man zählte Ein Tausend, Sechs Hundert und dreißig Jahr (denne allenächst vorgangen ein Jahr in welchem mehr als Siben Hundert Menschen Junge und alte durch die Pest der Gemeind Gretschins hingenommen worden ist d. Pfarrhaus geschlossen und in zwey theilen zu beschreiben vorgenommen worden.
Oben der Eintheilung
Die geborne Kinder, so mit dem 9. Jahr versehen worden, mit deren Namen, Eltern, Zeichen, Jahr und Monatstagen Genauwig in sich halten.
Der Ander theil begreifft
Die Namen der vor Christlicher Gemeind Gretschins verstorbenen und bestätigten Personen.
Ja dann dessen Stat
Den Anfang genommen hat das Jahr Hercules Tschudi von Glaris, als ich in Gott nach verfassung 629 Jahr, auf St. Martins tag dieser Kirchen und Pfarrey zu einem Evangelischen Pfarrer und Seelsorger, von meinen Herren Gn. Glaris verordnet worden.



Der Überlieferung nach soll sie an die Pest von 1629 erinnern: die Linde bei der Kirche Gretschins. Illustration auf einem Konfirmandenspruch aus den 40er Jahren (kolorierter Holzschnitt des Rheinecker Kunstmalers Heinrich Herzig).

wurde folglich für die Kaufleute der Gesundheitspass, die sogenannten «Feden». Mit ihnen mussten Reisende zu Pestzeiten nachweisen, dass sie sich während der letzten 40 Tage nur an Orten mit gesunder Luft aufgehalten hatten und keiner Gefahr der Pest oder «anderer Contagiationen» ausgesetzt waren. In diesen Gesundheitszeugnissen wurden unterwegs immer wieder die entsprechenden Reisedaten und Aufenthaltsorte vermerkt, so dass man auch kontrollieren konnte, ob der Reisende sich nicht in einem Gebiet aufgehalten hatte, das mit einem «bando» als contagiöses Gebiet definiert worden war.[12]

Der Einfluss auf die Hygiene

Wenn wir heute die engen Gassen einer Altstadt besuchen, haben wir beim Einkaufsbummel in den Fussgängerzonen keine Vorstellung, wie sich das Leben hier vor Jahrhunderten abspielte. Die Erlasse aus der Pestzeit, aber auch sonstige Verordnungen, vermitteln eine Ahnung, was für hygienische Umstände das damalige Leben mitgeprägt haben. Vergessen wir nicht, noch vor 100 Jahren gab es weder in der Stadt noch auf dem Land fliessendes Wasser in den Häusern. Sogar die Spitäler liessen sich Wasser zutragen. Im Jahre 1629 hatte der «Prestenamtsverwalter» von St.Gallen deshalb dafür zu sorgen, dass die Wäsche der an Pest Verstorbenen nicht an den öffentlichen Brunnen, sondern an fliessenden Bächen gewaschen wurde. Ebenso verordnete er, dass die Laubsäcke, auf denen die Verstorbenen geschlafen hatten, nicht auf die Gasse geschüttet wurden, sondern an bestimmten Orten in den Bach.[13]

Das ganze führte dann mit der Zeit auch zu bleibenden hygienischen Verordnungen. Zum Beispiel wurde in St.Gallen 1629 im Pestmandat vom 10. Juli den Mitbürgern nicht nur ein «Gott gefälliger Lebenswandel» verordnet, sondern auch untersagt, die Abfälle einfach auf die Gasse zu werfen, ferner habe man die Misthaufen in der Stadt wenigstens einmal pro Woche aus der Stadt abzuführen. Daraus geht hervor, dass die wöchentliche Kehrichtabfuhr in St.Gallen vor 363 Jahren zur Verhütung der Pest eingeführt wurde. Ebenso wurde verordnet, dass man die menschlichen Fäkalien nur in rinnende Bäche schütten dürfe, und die Metzger wurden angehalten, ihre Abfälle innert Tagesfrist wegzuschaffen.[14]

Auch ein ärztlicher Notfalldienst wurde damals organisiert, und die Ärzte, welche diese Aufgabe übernommen hatten, belohnte man für die damalige Zeit fürstlich. So erhielt der Prestenscherer Forrer in St.Gallen für seine Aufgabe, als Pestarzt zur Verfügung zu stehen, das Bürgerrecht, ein ansehnliches Wartgeld, ja sogar eine Wohnung in der Stadt, die er auch über die Pestzeit hinaus weiterbenutzen durfte.[15]

Pest im Werdenberg

Die Pestepidemien haben alle Menschen der damaligen Zeit nachhaltig betroffen gemacht, so dass wohl jede Chronik Hinweise auf solch aussergewöhnliches Sterben enthält. Entsprechend finden sich immer wieder auch in den Quellen der Werdenberger Geschichte Bemerkungen über diese Epidemien.[16]

Über eine Pest in den Jahren 1094/95 sind wenig zuverlässige Angaben überliefert. Es sollen an manchen Orten bis 40 Personen an einem Tag, an anderen in einer Woche bis 1400 Personen gestorben sein, und die Kirchhöfe sollen diese Toten nicht mehr gefasst haben.[17]

Auch die Epidemie von 1348 wird in allgemeiner Form beschrieben, diesmal allerdings mit medizinischen Hinweisen: «Wer vom Übel ergriffen wurde, starb gewöhnlich am 3. Tage, sanft, wie im Schlafe.[18] Unter den Armen und oben an den Beinen zeigten sich Beulen, und wenn diese erschienen, starben die Ergriffenen innert 3 Tagen. Das Übel war erblich,[19] und kam es in ein Haus, so begnügte es sich selten mit einem Opfer. Es war verboten, die Toten in die Kirche zu tragen oder sie über Nacht in den Häusern zu halten. Sobald jemand starb, musste man ihn begraben. In den Dörfern starben täglich sieben bis zehn Personen. Die, welche flohen, trugen das Gift weiter und rissen die ins Verderben, welche sie gastlich aufnahmen. In unsern Gegenden starben viele Gemeinden fast ganz aus. Die Häuser und Güter wurden sehr wohlfeil.[20]

5 Epidemiologisches Wissen schützt vor Diskriminierung. Dies ist heute im Zusammenhang mit HIV-Infektionen, Drogenopfern usw. wieder von besonderer Aktualität.

6 So starb beispielsweise der berühmte Zürcher Arzt Conrad Gesner 1565 an der Pest, während der St.Galler Arzt und Politiker Joachim von Watt (Vadian) in Zürich wartete, bis die Pest in St.Gallen abgeflaut war. Der Abt von St.Gallen dislozierte in Pestzeiten mit seinen Mönchen. Vgl. dazu Bucher 1979.

7 Dazu ausführlich Bucher 1979.

8 Nach Bucher 1979.

9 Vgl. Peter 1960, S. 121.

10 Nach it. / franz. «quaranta/quarante».

11 Die Hospitäler innerhalb der Stadt hatten damals eher die Funktion von Waisen- und Altersheimen und dienten nicht primär der Krankenpflege. Die meisten Spitäler im heutigen Sinne entstanden erst im Verlaufe der letzten 100 Jahre. Die alten Siechenhäuser wurden bereits im 18. Jahrhundert anderen Zwecken zugeführt (wie beispielsweise heute die Lungensanatorien).

12 Nach Bucher 1979. Manchmal wurde die Quarantäne auch für handelspolitische Zwecke etwas zurechtgebogen. Man begreift den Zorn der Strassburger auf die Mailänder, als jene Strassburg ohne gesicherten Hinweis für verseucht erklärten. Der Abt von St.Gallen hat sich dann der mailändischen Ansicht angeschlossen, nicht wegen nachweislicher Pestfälle, sondern weil er selbst keine handelspolitischen Sanktionen aus dem Süden in Kauf nehmen wollte. Der Handelsverkehr über die Ostalpen war ihm weit wichtiger als die medizinisch-epidemiologische Überprüfung.

13 Nach Bucher 1979. Im ersten Inspektionsbericht des neu eröffneten Kantonsspitals St.Gallen wird 1873 lobend erwähnt, dass man für das Spital aus dem Brunnen eines Nachbarn jederzeit mehrere Tansen Wasser holen könne. Im Spital Grabs, das erst 1908 eröffnet wurde, gab's anfänglich grosse Probleme mit dem Wäschetrocknen. Es störte manche, wenn im Winter die Leintücher in den Gängen getrocknet werden mussten. Dies erklärt auch, weshalb im letzten Jahrhundert in den Spitälern Wundinfektionen im Winter weit häufiger auftraten. Nach Gassner 1990.

14 Nach Bucher 1979.

15 Nach Bucher 1979.

16 Vgl. Rüdisühli 1985.

17 Vgl. Senn 1860, S. 30.

18 Gemeint ist «ohne Schmerzen».

19 Früher verstand man unter «erblich» umfassender alles, was man «unbezahlt, ohne eigenes Verdienst oder Verschulden» erhalten hatte. Unter einer «erblichen» Krankheit wurde demnach vorwiegend eine Infektionskrankheit verstanden.

20 Vgl. Senn 1860, S. 59.

Pestarzt beim Aufschneiden einer Pestbeule. (Bild: «Historisches Neujahrsblatt», Opfikon 1992.)

Konkrete Aufzeichnungen sind von der Epidemie des Jahres 1611 überliefert. Merkwürdigerweise wurde bereits im Jahr zuvor Basel ergriffen, und erst im folgenden Jahr Zürich und weite ländliche Gebiete: Im Thurgau sollen 33 584 Tote gezählt worden sein, in Sarnen wurden 280 Tote in ein einziges Grab gelegt. In unserer Region scheint die Pest zuerst und am heftigsten am Sevelerberg ausgebrochen zu sein, und fast die ganze Bevölkerung soll deswegen ausgestorben sein. Noch heute sprichwörtlich sind die beiden Grabinschriften: «Nün Hansen in einem Grab! Ist das nit ein grosse Chlag!» und «17 Jungfrawen im gleichen Grab! – Das ist ein grosse Chlag».

Aus medizinischer Sicht interessant ist die Geschichte von jenem Sennen auf der Alp Malbun, der im Tal vergeblich seine Freunde und Verwandten suchte. Dabei wurde er aber auch angesteckt. Er kehrte auf die Alp zurück, jedoch «sein Körper ward von schwarzen Beulen so entstellt, dass die Alpknechte ihren Gefährten nicht mehr kannten und deshalb nicht mehr in die Hütte hineinlassen wollten. Erst als er weinend und klagend um die Hütte lief, erkannten sie ihn; mitleidig nahmen sie ihn auf, bestrichen seinen Körper mit frischer Butter und banden heilsame Kräuter auf die kranken Stellen. Darauf fielen die schwarzen Eiterbeulen vom Körper ab, und der Kranke ward gesund».[21] – Aus der heutigen Sicht kann angenommen werden, dass der Senn wohl von der Pest angesteckt war, die Pestbakterien jedoch in den Lymphknoten erfolgreich gefiltert werden konnten, es nicht zu einer Sepsis, einer Vermehrung der Bakterien im Blut kam, und die Lungen nicht befallen wurden. Der Senn konnte so auch die Alphütte zu Fuss erreichen und steckte die Gefährten ohne Husten nicht an. Das Salben mit Butter hatte medizinisch durchaus Sinn, weil diese rasch in Gärung übergeht; dabei produzieren meist spezielle Pilze Substanzen, die andere Mikroben (Bakterien) abtöten. Aus dieser Epidemie soll auch das volksmedizinische Schlagwort stammen: «Esset Knoblauch und Bibernelle, dann sterbet ihr nicht so schnelle.» Dass Knoblauch auch wirksam andere Tröpfcheninfektionen verhindert, wird immer wieder berichtet, auch zum Beispiel bei der Grippe. Böse Zungen behaupten allerdings, dass diese nicht für alle Nasen wohlduftenden ätherischen Öle mehr physikalisch als chemisch-pharmakologisch wirken, indem sie den Abstand des Knoblauchliebhabers zu andern Mitmenschen des Geruches wegen vergrössern.[22]

Von der Pestepidemie 1629 wird bereits über Sterbeziffern aus einzelnen Dörfern berichtet: Gesamthaft für den Bezirk 1700 Personen, «weil man halt zu graps uff ein thag 25 personen vergraben hadt, und nun edtlich thag, zu Graps sturbendt 1100 mensch, und zu Buchs 239 Mensch und zu Seffelen 380 Menschen.»[23] Diese Epidemie veranlasste auch Pfarrer Herkules Tschudi in Gretschins – er hatte sein Amt am Martinstag 1629 angetreten –, über Geburten und Todesfälle seiner Pfarrkinder Buch zu führen: «Als man zellte Ein Tausend Sechs hundert und dreissig Jahr (deme allernächst vorgangen ein Jahr in welchem mehr als Siben hundert Menschen junge und alte durch die leidige Pest uss der Gemeind Wartauw hingenommen worden) ist diss Buch angehebet und in zweyen theilen zu beschreiben vurgenommen worden.»[24] Gemäss mündlicher Überlieferung soll auch die grosse Linde vor der Kirche Gretschins im Andenken an jene letzte grosse Epidemie gepflanzt worden sein.

Die Pestepidemien von 1635 drangen bis ins Toggenburg, diejenige von 1666 bis 1668 bis ins Zürcher Oberland und eine weitere 1679 bis Konstanz vor, sie haben offensichtlich unsern Bezirk nicht mehr erreicht.

1739, also rund hundert Jahre nach den letzten Pesttoten in unserer Region, bedrohte eine neue Pestepidemie die Schweiz. Es gab Meldungen über diese Seuche aus den Donauländern, dem Osten der damaligen österreichischen Monarchie, an die unsere Region grenzte.[25] Nun schaltete die Eidgenossenschaft ausserordentlich schnell. So rasch es ging, wurde ein Pestmandat von den «XII Ländern und zugewandten Orthen der Lobl. Eydgenossschafft» beschlossen, gedruckt und so

«Der Tod nähert sich der Stadt»; zweites Blatt aus dem «Totentanz» von Alfred Rethel; 1849.

in allen Orten publiziert. Die Pest hatte offensichtlich dazu geführt, überregional zu handeln! Die Gesundheitspolitik wurde so ansatzmässig erstmals eine «Bundessache». Man scheute auch einschneidende wirtschaftliche Nachteile nicht und unterband den Handel mit rigoros durchgesetzten Massnahmen: Menschen und Waren wurden nur mit dem Nachweis strenger «Feden und Pässen eydlicher Sanitäts-Schein/Fuhr- und Fracht-Zedul» eingelassen. Wer verbotenerweise die Grenze überschritt, musste mit der Todesstrafe rechnen. Je nach Herkunftsland wurde der Handel mit «Gifftfähigen Waren» wie Wolle, Federn, Pelzen aus Böhmen gänzlich untersagt.[26] Ja selbst Briefe mussten an der Grenze geräuchert werden. Alle Reisenden durften nur Hauptstrassen benutzen, wo sie gut kontrollierbar waren; die Einreise war nur über «Grenztore» erlaubt. Für unsere Region waren dies Blatten, Haag, Werdenberg und Trübbach.

Warum verschwanden die Pestepidemien aus Europa?

Im Zeitalter des analytischen deduktiven Denkens sind wir uns gewohnt, für ein Phänomen möglichst einen einzigen Grund zu suchen. Wir benützen Begriffe wie «Seuche», «Pest», man kennt den Erreger, den oder einige Wirte, einen Überträger und versucht dann, so multifaktorielle Geschehen wie Ausbrüche und Verschwinden von Pestepidemien möglichst nur auf eine einzige Ursache zurückzuführen. Doch dürften de facto noch weit mehr Faktoren als nur die nachfolgend erwähnten das Erlöschen der Pestepidemien in Europa bewirkt haben.

Ohne Zweifel hat der Handel und die damit zusammenhängende Mobilität von Menschen und Gütern im Mittelalter die Verbreitung von Pestepidemien mitermöglicht. Aber es müssen auch irgendwelche zusätzliche Faktoren diese Epidemien mitbegünstigt haben, die auch wieder für deren Verschwinden in Europa verantwortlich sind. Denn auch ohne Medizin, ohne Medikamente und ohne Impfungen sind diese gefürchteten Epidemien aus der Schweiz immerhin seit dem Jahre 1670 verschwunden. Waren es die polizeilichen Massnahmen, die ergriffen wurden? Wurde die Bevölkerung im Mittelalter allmählich resistenter gegen diese immer wiederkehrenden Seuchen? Wurde eine zunehmende Virulenz des Erregers dem Rattenfloh zum Verhängnis, so dass dieser ausstarb, bevor er den Erreger weiter verbreiten konnte? Wurde die Pest der schwarzen Ratte zum Verhängnis, die in Europa zunehmend durch die braune Wanderratte verdrängt wurde? Spielte die bessere internationale Zusammenarbeit über Meldungen und koordinierte Massnahmen eine wesentliche Rolle (WHO)?

Die Pest im 20. Jahrhundert

Im Altertum hat man angeblich Pestleichen in belagerte Städte katapultiert und so eine biologische Kriegsführung versucht. Berichte von Versuchen, diese Waffe im Zweiten Weltkrieg wieder einzusetzen, lassen vor der Masslosigkeit der Menschen erschauern; man spielte tatsächlich wieder mit dem «schwarzen Tod». Damals gab es auch noch keine Antibiotika. Glücklicherweise ergaben sich Schwierigkeiten, weil der Pestfloh der schwarzen Ratte die braune Wanderratte nicht sonderlich schätzte und die braune Ratte der schwarzen Ratte im Überlebenskampf überlegen war, so dass die schwarze sich schlecht ansiedeln liess. In der Tat war die im Mittelalter überall häufig vorkommende schwarze Ratte von der braunen Wanderratte auf dem Lande verdrängt worden; man findet erstere heute fast ausschliesslich nur noch auf Schiffen, wo sie merkwürdigerweise ihr Biotop behaupten kann.[27]

Es wurde gelegentlich angenommen, dass Seuchen wie die Pest die Zunahme der Weltbevölkerung verzögert haben. Dagegen spricht jedoch, dass die Kindersterblichkeit sich erst viel später, im 19. Jahrhundert, mit der Entwicklung der Technik und der verbesserten landwirtschaftlichen Ertragslage, kontinuierlich auf die bessere Lebenserwartung speziell der Kinder armer Leute auswirkte. Auch hier also wieder Hinweise zur Situation in Entwicklungsländern. Genügend Nahrung, gerechter Lohn und Arbeit sind wichtiger als ein Medikament.[28]

Dieser Blick auf die Verbreitung und Geschichte der Pest kann uns wieder bewusst machen, dass Infektionskrankheiten nicht nur mit ein paar Kenntnissen im Hinblick auf Erreger und Erkrankungen bekämpft werden können, sondern immer in multifaktoriellen, vernetzten Zusammenhängen gesehen werden müssen.

21 Nach Senn 1860, S. 60.

22 Für diese Annahme spricht, dass mitunter auch modernere Anwendungen wie zum Beispiel Maria Trebens Schwedentropfen ähnliche Nebenwirkungen psychosozialer Natur haben können, wenn Arbeitskollegen mit ihrer Nase entsprechende Zusammensetzungen registrieren.

23 Senn 1860, S. 152.

24 Sterbebuch der Pfarrei Gretschins aus dem Jahre 1630; vgl. auch Kuratli 1950, S. 91.

25 Vgl. Anm. 16.

26 Aus heutiger Sicht ist die Unterscheidung der «gifftfähigen» Waren eindrücklich: Obwohl der Zusammenhang der Pestansteckung mit den Flöhen erst 250 Jahre später nachgewiesen wurde, behandelte man Textilien und Felle, in denen Flöhe, mitunter auch Ratten, mittransportiert werden konnten, vermutlich aus Erfahrung mit besonderer Vorsicht.

27 Nach Woehlkens 1956.

28 Vgl. Gassner 1990.

Literatur

Bucher 1979: S. BUCHER, *Die Pest in der Ostschweiz*. – In: *119. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen*. St. Gallen 1979.

Gassner 1990: M. GASSNER, *Zur Entwicklung der Medizin in der Region Werdenberg-Sargans*. – In: *Schweiz. Rundschau d. Med. Praxis. 79*, 1990. S. 193–201.

Kuratli 1950: J. KURATLI, *Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins*. Buchs 1950; Neudruck Buchs 1984.

Peter 1960: O. PETER, *Wartau*. St.Gallen 1960.

Rüdisühli 1985: J. RÜDISÜHLI, *Das eidgenössische Pestmandat von 1739*. – In: *Unser Rheintal* 1985, S. 61–64.

Schreiber 1987: W. SCHREIBER / F. K. MATHIS, *Infectio*. Basel 1987.

Senn 1860: N. SENN, *Die Werdenberger Chronik*. Chur 1860.

Stürchler 1981: D. STÜRCHLER, *Epidemiegebiete tropischer Infektionskrankheiten*. Bern 1981.

Woehlkens 1956: E. WOEHLKENS, *Das Wesen der Pest*. – In: *Studium Generale 9*. 1956. S. 507–512.